Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 9 (1919)

Heft: 27

Artikel: Familie Knie [Schluss]

Autor: Fischer, T.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639610

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ganz unmerklich kommt diese Masse in Fluß, indem man gleichsam vom beherrschenden Hügel aus die Kavallerie in weiter Ferne vortraben sieht, nein nicht nur sieht: auch hört, mit leise verhallendem Klappern der Hufe rastlos einem fernen Ziel, der Grenze zustrebend. In überaus glücklicher, natürlicher Weise leitet diese Fensterwand über zum dritten Bild, zum Aufmarsch an der zweiten Längswand. In einem Schritt und Tritt wälzen sich die Kolonnen der Bataillone heran, im Vordergrund die Clairons, die Fahnenwache, die Spitze einer Kompagnie; im Mittelgrund der donnernde Zug der auffahrenden Artillerie, welche hinter kulissenartig behandelten Felsen hervortrabt, rastlos, staubbedeckt; im Hintergrund die blauende Grenze, denen weiter der Heerwurm sich zuschiebt, überglüht vom Glanz der Jurasonne, fast erstickt von den Wolken des Jurastaubes. Die gewaltige, wenn auch verhaltene Bewegung raubt einem, wie eine spannende Stelle im Buch kurz vor der Entscheidung, fast den Atem und drängt die Frage auf die Lippen: „Kommen sie an zur Zeit?"

Charles L'Eplattenier: Mineure.

Und sie kommen wirklich an, im vierten und letzten Bild. Denn vor ihnen haben sich andere Mitstreiter an die Grenze gestellt, haben in endloser Arbeit die technischen Verstärkungen besorgt, in unermüdlicher Wachsamkeit die gefährdeten Punkte bewacht und sehen jetzt mit Genugtuung ihre Brüder ihnen den Rücken decken, den dünnen Schleier verstärken und die Werke besetzen, die sie erst flüchtig mit Handwerkzeug, dann immer tiefgehender mit allen technischen Hülfsmitteln errichtet haben und noch erstellen. Man atmet auf, denn es war höchste Zeit: jenseits der nahen Grenze züngeln längst die Flammen, wälzt sich der Rauch, donnert die Schlacht, während hier nur das Getöse der friedlichen Arbeit das geistige Ohr erreicht. —

Ich werde mich hüten, als Nichtmaler über technische Geheimnisse zu plaudern; ich will bloß auf Einzelheiten hinweisen, die jeder aufmerksame Besucher sehen kann, wenn er aus dem Saal der fertigen Bilder wiederum durch die Vorhallen mit den Skizzen und Studien zurückkehrt. Einmal die Tatsache, daß nicht eine der Studien, die alle nach Natur, „d'après vif" gemacht sind, sich im fertigen Bild anders als gleichsam verschleiert wiederfinden läßt. Denn die Beschränkung der Palette auf Ocker, Grün, Schwarz und Weiß, welche damit noch Rot und Blau und die ganze gelblastende Hitze der denkwürdigen Augusttage vortäuscht und festhält, verlangt auch einen rein dekorativen Stil der Zeichnung. Im weitern verwundert sich gewiß mancher, wenn er an seine Besuche in Kunsthallen und Kunstsalons denkt, über das Theater, das uns Herr L'Eplattenier mit seinen Kaminen, Türen und Treppen aus Pappe vormacht. Wieviel einfacher hätte er sich die Sache (und um wieviel moderner zugleich!) machen können, wenn er bloß die Skizzen ausgestellt hätte, um zu zeigen, was er könnte (NB. wenn er Zeit hätte). Und in diesen Gedankengängen verstrickt ertappt sich plötzlich und immer wieder der aufmerksame Beschauer auf dem Gefühl der Ehrfurcht vor der gewaltigen Arbeit, vor dem ehrlichen Fleiß und dem technischen Können L'Eplatteniers.

Wie wohl tut es einem doch, einen solchen durchaus modernen und großzügigen Künstler neben die übrigen modernen Blender zu halten, welche stolz alljährlich ihre fünf Skizzlein gebären und ihre Semesterlandschaft rahmen. Diese in der Mehrzahl schwachen Geister verfallen selbstverständlich jedem Bolschewismus in der Kunst, heiße er nun Futur- oder Kub- oder Idiotismus, denn sie brauchen die neuen -ismüsser, um schamhaft ihre geringe Kunst im Zeichnen, im Entwerfen, im Ausführen zu bemänteln. Die wenigen Ausnahmen, ich denke etwa an Hodler, Vibert, Segantini von den Toten, an Amiet, Cardinaux, Stiefel von den Lebendigen, genügen, um sogleich wieder Schule zu machen im Heer der Kollegen und — der Schriftgelehrten. Hier ist ein neuer Starker aufgetreten, der sein Publikum sich im Sturm erobert und auch hoffentlich die gebührende Anerkennung gefunden hat.

Dr. A. Zesiger.

Familie Knie.

Von Th. Fischer, Basel.

(Schluß.)

Der im Jahre 1860 in Freiburg im Breisgau verstorbene Karl hinterließ zwei Söhne, Ludwig und Karl, sowie vier Töchter, von denen drei an Bankiers und Fabrikdirektoren verheiratet sind, während die vierte sich mit einem Sohn des berühmten Blondin, des Lieblings der Amerikaner, der in den Niagarafällen seinen vorzeitigen Tod fand, verheiratete. Lange Zeit waren die Knies mit diesen Blondins geschäftlich verbunden und beide Artistenfamilien haben sich in ihrer Kunst jahrelang ergänzt.

Karls des Sohnes Nachkommen haben ihrem angestammten Beruf entsagt und leben in Schaffhausen, während dessen Bruder, Ludwig, der Vater der jetzigen Generation wurde.

Was Ludwig Knie mit seinen Schwestern leistete, dessen können sich heute noch viele entsinnen. Es ist deshalb kein Wunder, wenn über den großen, schönen Künstler mit dem wallenden Bart eine Menge Legenden im Umlauf sind. Einst soll er eine Wette eingegangen sein, auf dem Seil in einem Sack eingenäht über einen See zu gehen. Als er das jenseitige Ufer bald erreicht habe, sei ihm von ruchloser Hand

das Seil durchschnitten worden, so daß er, hülflos in den Sack eingenäht, elendiglich ertrinken mußte.

Dann behaupten seinen Söhnen gegenüber noch heute ältere Leute, daß sie gesehen haben, wie er von dem über den Rheinfall gespannten Seil gestürzt und in den Fluten umgekommen sei.

Dabei ist Ludwig Knie, der Gentleman, der mit unseren Vätern nach den Vorstellungen am Stammtische saß und wohlgelitten war, sanft und friedlich in seinem 67. Altersjahre anno 1909, nachdem er 62 Jahre in seinem Beruf ohne Unfall gearbeitet in Rapperswil im Bett gestorben.

Dieser Ludwig, der sich zumeist in der Schweiz und in Süddeutschland aufhielt, hat sich 1898 in Frauenfeld eingebürgert. Ueber seine Bürgeraufnahme weiß man folgendes zu erzählen: Ein alter grämlicher Stadtsteinhauermeister donnerte gegen die Aufnahme dieser „Seiltänzer" und „fahrenden Possenmänner", die allen Mädchen die Köpfe verdrehen und der Gemeinde manchen jungen Seiltänzer zuführen „könnten". Dagegen erhob sich ein jovialer Patrizier: „Meine Herren! Ehrliche Leute, die ihr Brot mit Arbeiten verdienen, haben noch nie einem Staatswesen Schaden gebracht! Derartige Künstler hat es zu allen Zeiten gegeben und die Menschheit verlangt darnach. Solche sind die letzten, die einer Gemeinde zur Last fallen, sie ziehen lieber durch die Welt. Was aber das Seil anbelangt, das der Herr Vorredner angezogen hat, das Mädchenseil, so möchte ich sagen, daß wir alle auf diesem Seil getanzt haben in unseren jungen Jahren, ohne daß die Welt untergegangen ist!" — Darauf ist Ludwig Knie mit seiner Familie Frauenfelder Bürger geworden. Er war streng und eisern in seinem Beruf, immer das Höchste erstrebend, dabei namentlich ein ausgezeichneter Lehrmeister, der seine Söhne für die Sache zu begeistern und hinzureißen wußte und so sein Unternehmen zu vollster Blüte brachte.

Seine fünf Söhne, Töchter hatte er leider keine, sind Ludwig, Friedrich, Rudolf, Karl und Eugen, die ihren Beruf hochhalten und im Geiste ihrer Väter weiterführen. Sie weichen nicht ab von der bewährten Tradition, die sich auch äußerlich, in ihren blonden Typus, weiter vererbt. Es gehört eine gewisse Rasse dazu, diese oft beschränkende Ueberlieferung aufrecht zu erhalten.

„Man hat uns schon oft gesagt, warum wir nicht ein Zelt anschaffen, das würde unser Ansehen heben, wir wären unabhängiger vom Wetter, hätten nicht mehr mit den vielen nichtzahlenden Zaungästen zu rechnen. — Kurz, wir könnten mehr verdienen. Wir sind aber der Ansicht, daß wir unsern Charakter und unsere Eigenart in dem Moment aufgeben würden, wo wir im geschlossenen Raum zu arbeiten beginnen. Und das wollen wir nicht. Wir wissen, daß die traditionelle Art uns zu produzieren, unsern Vorstellungen den originellen Stil gibt. Wir haben die Blondin, Kolter, Petitmanche überdauert, die alle im Variété oder Zirkus untergegangen sind, wir haben uns am Festhalten an unserer Tradition vor diesem Schicksal bewahrt. Jene sind auch hauptsächlich ausgeartet, weil sie Künstlerinnen geheiratet haben!"

„Das ist mir nicht ganz verständlich!"

„Sehen Sie, eine Künstlerin ist keine Hausfrau und Mutter und eine Mutter und Hausfrau kann nicht Künstlerin sein. Eines muß darunter leiden. Die Knie haben aber eine Hausfrau und Mutter stets vorgezogen. Meine Mutter ist eine St. Gallerin, meine Großmutter war eine bayrische Bürgerstochter. Unser Groß-Onkel Franz war der einzige von unserer Familie, der seine zwei Frauen aus dem fahrenden Volke wählte — seine Kinder sind heute keine Künstler mehr!"

„Und Sie und Ihre Kinder, sind Sie verheiratet?"

„Ludwig, der gegenwärtig in Deutschland lebt, ist verheiratet, Rudolf ist mit einer Rapperswiler Tochter verlobt, wir andern sind ledig!"

„An Gelegenheit zu wählen würde es Ihnen doch nicht fehlen, die Mädchen reißen sich ja, eine Ansichtskarte mit Ihren Bildern zu bekommen!"

„O, das sind wir gewöhnt! In jedem Städtchen, wo wir auftreten, sind immer wohl ein halbes Dutzend Dämchen, die Seiltänzerinnen werden und uns folgen wollen. Jeder Tag bringt uns ganze Stöße Ansichtskarten, blaue, rosa und malvenfarbige Briefchen, Gedichte und Seufzer. So dreitausend Ansichtskarten haben wir bereits hier in Basel verkauft! Wir wissen, Kunst bringt Gunst!" Als Gentleman sagte er nicht mehr.

„Haben Sie noch nie Unfälle gehabt?"

„Doch freilich, aber wir haben stets Glück dabei. Einst stand Friedrich auf einem Bein auf dem hohen Seil. Da schnellte ihm plötzlich, einer teuflischen Eingebung folgend, ein Betrunkener an einem der kleinen Seile, die das hohe Seil stabil halten sollen, dieses wohl an die 50 Zentimeter unter den Füßen weg. Ein einziger Schrei der Angst entfuhr der Menge. Aber Friedrich verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Balancierstange und Pistole ließ er fahren, breitete die Arme aus und konnte sich unter dem rechten Arm anklammern. Nach einem Moment der Besinnung schwang er sich wieder auf das Seil. Aber er hatte dem Tod ins Auge gesehen!"

Im zarten Alter von drei bis vier Jahren beginnt die Ausbildung, wobei sowohl die gymnastische als auch die rhythmische, die jener die gleichmäßig geordnete Bewegung gibt, gepflegt wird. Daneben wird auf einer über zwei Stuhllehnen befestigten Stange das Seiltanzen erlernt, geübt und vervollkommnet.

Das geht aber nicht spielend, wie man den Eindruck erhalten könnte, wenn man die zierlichen, kokett lächelnden Kinder ihre Künste ausüben sieht, sondern nur stete ernste, äußerst anstrengende und ermüdende Arbeit führt zum Erfolg. Je nach Veranlagung bilden sich dann eine oder einzelne Leistungen bis zur Virtuosität aus.

Die größte Gefahr des Knieschen Berufes ist das hohe Seil. Ist der Schüler auf dem niedern Seil ausgebildet und sicher, so hat er auf dem hohen Seil mit dem ihn befallenden Schwindel zu rechnen. Man darf ja nicht glauben, daß diese, wenn auch durch Generationen durchgezüchteten Künstler vollständig schwindelfrei seien. Friedrich bestieg mit acht Jahren das hohe Seil, mit zwölf Jahren tanzte er zum erstenmal mit Feuerwerk. Karl war dreizehn, Eugen elf Jahre alt, als sie erstmals das hohe Seil zu besteigen wagten.

Eine große Rolle zur Weiterentwicklung spielt der Ehrgeiz. Stets bleiben die Brüder als Künstler unter sich Rivalen, so einmütig und einträchtig sie sonst beieinanderwohnen. Diese Rivalität und Jalousie hält sie auf der Höhe, sie bilden die Triebfeder zu immer erweiterter und vollendeter Ausbildung, was zur Erfindung neuer Probleme und damit zu neuen Attraktionen führt. Noch nie aber ist diese Rivalität ausgeartet, daß sie, zum Beispiel Kraft und Können überschätzend, zur Katastrophe geführt hätte. Wohl aber verhinderte Franz Knies großer Ehrgeiz die Ausbildung seiner vielen Kinder, von denen er nicht überholt werden wollte. Das war der Grund, warum er als Siebzigjähriger noch „arbeiten" mußte, eben weil jene „nichts" konnten.

Die Knie waren nie „Fahrende" im Sinne dieses herkömmlichen Begriffes. Ihre Art, Gesinnung und Lebensauffassung, die jeden von ihnen zum Gentleman stempelt, ist von gut bürgerlicher Art, daher sie auch überall, wo sie hinkommen, als alte Bekannte begrüßt und wohlgelitten werden. Das Vorurteil gegen „Gaukler und Komödianten" kann ihnen gegenüber nicht aufkommen und ihr gut bürgerlicher Charakter zeigt sich nicht nur darin, daß sie ein allerdings nicht ausgesprochenes Schweizerdeutsch reden, sondern namentlich ihr wohlbestalltes Konto auf der Bank haben. „Das alles verdanken wir unsern Müttern!"

Wir haben Zirkusse, wir haben Variétés, dort ist ja gewiß alles viel feiner und raffinierter, aber — weniger echt. Wie echt aber ist die Romantik und Poesie, die die Knie in das ruhige Leben des einfachen Kleinstädters und Dörflers hineintragen! Echt ist auch ihre ungesuchte, unentartete Kunst, die in ihrer Schlichtheit doppelt wohltuend berührt; echt ist auch ihre traditionelle Reklame, die altmodischen Anschlagzettel mit den komisch-malerischen Klischees, die sich so bescheiden ausnehmen gegenüber dem modernen schreienden Zeug der Kinos, Variétés, Barnum und Baleys, und echt ist die Gediegenheit und Vielseitigkeit ihrer Leistungen. Mit ihren Vorstellungen unter freiem Himmel lassen sie die Vergangenheit zurückkehren, lassen sie uns Roms Arenakunst beim feierlichen Einzug siegreicher Herrscher begreifen. Wir tappen und suchen schon lange nach der Freilichtbühne — die Knie haben sie und bewahren sie. Und wenn sie dann zum letztenmal den Kreidestaub aus ihren samtenen Pantoffeln über die Menge gestäubt, um an andern Orten die Menschen zu erfreuen, so lassen sie süße Träume von Märchenwundern, farbenschimmernder Pracht, von Anmut und Gefahr, von feenhaften Frauengestalten, Bravorufen und Beifallklatschen im Herzen der begeisterungsfähigen Jugend zurück.

„Was ist Sozialismus?"

(Schluß.)

Es ist natürlich nicht möglich, in einem kurzen Zeitungsartikel erschöpfend Auskunft zu geben über Wesen und Inhalt der neuen Wirtschaftslehre. Wir müssen uns mit einer oberflächlichen Skizzierung begnügen; wir folgen dabei dem Gedankengang, der der trefflich geschriebenen Broschüre Werner Zimmermanns zugrunde liegt; gelegentliche Zitate aus dieser Schrift sollen dem Stil, den wir als Muster propagandistischer Schreibweise bezeichnen möchten, illustrieren.

*

Unsere Gesellschaft ist krank. Sie gleicht einem Organismus, in dem sich Wucherungen auf Kosten der gesunden Zellen breit machen. Das Geschwür im menschlichen Organismus ist der Kapitalismus. Oder genauer: die Menschen, die aus den Zinsen, d. h. von der Arbeit anderer leben, sie sind die Schädlinge der Gesellschaft. Freilich, diese Menschen selbst trifft kein Vorwurf; sie sind bloß die Produkte des Wirtschaftssystems, oft genug auch dessen Opfer. Das, was sie zu Müßiggängern, Nutznießern der Arbeit anderer, Drohnen im Arbeitsstaate macht, der Zins, ist etwas ganz Unpersönliches, wofür der Einzelne keine Verantwortung trägt. Der Zins ist eine Eigenschaft des Geldes. Es liegt nicht in der Macht des Einzelnen, zu verhindern, daß das Geld Zins abwirft. Gewiß, es kann einer seine eigene Barschaft im Strumpf zurückbehalten, so daß sie keinen Zins trägt; oder — was gesellschaftlich weniger strafbar, ja sogar sittlich schön ist —, er kann sein Geld ohne Zins ausleihen. Aber diese „revolutionäre" Einzeltat wird kaum Nachahmung finden; es wird bleiben wie vordem. Die gedankenlose Menge wird finden, daß es doch eine wunderbare Einrichtung sei, daß man Zins kriege für sein Geld. Jeder denkt an „sein" Geld und an sein Sparbüchlein. Daß er mit den teuren Mietzinsen, den teuren Lebensmittel- und Kleiderpreisen die wenigen Franken seines Zinsscheinleins längst bezahlt hat, wenn er sie einlöst, daran denkt er nicht in seiner naiven Freude über das „gefundene Geld". Die einfache Ueberlegung müßte ihm doch sagen, woher dieses Zinsgeld kommt. Selbstverständlich aus der Arbeit anderer. Aber da er auch zu denen gehört, die den weitaus größten Teil ihres Einkommens mit eigener Arbeit verdienen, so gehört auch er zu der großen Menge der Leidtragenden, das heißt derer, die mehr abgeben in die allgemeine Zinsquelle — eben in Form von Mehrarbeit — als sie daraus schöpfen. Die also bei der Abschaffung des arbeitslosen Einkommens, eben des Zinses, mehr gewännen, als sie verlören. Man schätzt den Anteil der Rentner, der Zinsgenießer, am Gesamteinkommen des Schweizervolkes auf etwa die Hälfte; 2 Milliarden genießt die Arbeit, 2 Milliarden die Nichtarbeit. Neun

Silvio Gesell.

Zehntel des Volkes arbeiten für den letzten Zehntel; „9 Esel tragen 1 Reiter". Neun gegen einen stellten sich besser ohne die Zinswirtschaft. Dies die einfache rechnerische Darlegung.

Es gibt auch eine moralische Seite des Zinsnehmens. Diese erkennt man aus der Natur des Geldes. Das Geld hat eine doppelte Funktion. Es ist ein Tauschmittel und zwar ein außerordentlich praktisches. Ohne Geld ständen wir noch auf der Stufe des Tauschhandels mit seiner zeitraubenden und alle Initiative lähmenden Umständlichkeit. Je stärker und je schneller der Geldstrom im Wirtschaftsleben kreist, umsomehr blühen Handel und Produktion, umsohöher steht die Kultur eines Volkes. Das Geld ist aber auch ein Spargut. Und als solches offenbart es uns seine kostbarsten, aber auch seine verhängnisvollsten Eigenschaften. Es ist jedem andern Spargut überlegen: es rostet nicht, fault nicht, wird nicht schimmlig, verliert nicht an Gewicht und innerem Gehalt wie etwa Eisen, Kartoffeln, Getreide, Früchte, Wein. Der Geldbesitzer stellt sich auch besser als der, der bloß die gesunde Arbeitskraft sein eigen nennt. Dieser nutzt sich mit den Jahren ab, wird schwach und arbeitsunfähig. Jener behält was er hat, vorausgesetzt, daß er klug wirtschaftet. Mehr noch. Auch dem Bodenbesitzer ist der Geldbesitzer überlegen. Denn sein Gut vermehrt sich, bringt ihm ein gutes Einkommen, ohne daß er einen Tropfen Schweiß zu vergießen braucht, während der Boden nur Früchte trägt in dem Maße, wie man ihn bearbeitet. „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!" Warum auch nicht, wenn doch das Geld jedem andern Gut auf der Welt überlegen ist? Wer könnte da in der Jagd nach Geldbesitz ungestraft zurückbleiben. Denn du wirst hundertmal gestraft, wenn du kein Geld hast. An allen Ecken und Enden stößest du an; du kannst nicht kaufen was du nötig hast, mußt dir jede Reise, jeden Kunstgenuß versagen. Du wirst verächtlich behandelt, wenn du nicht ein gewisses Einkommen hast und wirst gescholten als schlechter Haushalter, wenn du nicht für die alten Tage sorgst. Geld ist Macht. Gibt es eine Widerlegung für diese Wahrheit? Und wer ließe sich gerne von andern regieren, wenn er es doch in der Hand hat, auch zu Geld und damit zur Unabhängigkeit und zu Einfluß zu kommen, oder wenigstens darnach zu streben? Man erspare uns gütigst die Predigt von der Genügsamkeit und vom Segen der Armut, da doch offenkundig der Mensch glücklicher lebt, wenn er Geld hat,